

Für meinen Vater Dexter Masters

Alexander Masters

Das kurze Leben des Stuart Shorter

Aus dem Englischen
von Malte Krutzsch

Verlag Antje Kunstmann

*»Alexander, mach was draus – du bist der Schreiber.
Ich hab's nur gelebt.«*

STUART SHORTER

O

Stuart gefällt das Manuskript nicht.

Es zeichnet sich als dicker Packen Papier in seiner gestreiften Tesco-Tüte ab: unsere Gespräche und meine schriftstellerischen Bemühungen aus zwei Jahren.

»Was ist denn damit?«

»Es ist stinklangweilig.«

Er kramt in den ausgebeulten Hosentaschen nach Zigarettenblättchen, fläzt sich in meinen Sessel, reckt den Kopf vor und betrachtet die Sammlung von dünnen Zweigen und welken Sommerblumen auf meinem Balkon. Der eine Arm bleibt dabei zwischen seinem Schenkel und der Sessellehne eingeklemmt. Draußen wird es dunkel; die Bäume im Garten sind ein ganzes Stück gewachsen und aus der Form geraten.

»Ich mein das nicht böse. Du hast da ja viel Arbeit reingesteckt«, sagt Stuart.

In einem Wort lautet sein Einwand: Ich schwafele.

Er möchte Witze, Geschichten, Humor. »Gelehrte Sprüche« und Recherchen beeindrucken ihn nicht. »Nee, Alexander, fang noch mal neu an. Das muss besser werden.«

Ein Bestseller schwebt ihm vor, »so im Stil von Tom Clancy«.

»Du bist aber nun mal kein Killer, der versucht, mit Milzbrand-Bomben den Präsidenten fertig zu machen«, wende ich ein. Du bist ein Ex-Penner, Ex-Junkie und Psychopath lasse ich weg.

Stuart drückt seine Wunschvorstellung anders aus: »Ein Buch, das die Leute auch *lesen*.«

Es gibt mehrere Arten von Obdachlosen.

Eine Gruppe bilden diejenigen, die früher gut zurechtkamen, aber ins Schleudern geraten sind, weil ihre Frau mit einem anderen Mann (erstaunlich oft aber auch mit einer anderen Frau) durchgebrannt ist. Oder ihre Firma hat bankrott gemacht. Oder ihre Tochter ist durch einen Unfall ums Leben gekommen. Oder beides. Bei ihnen ist vor allem das Selbstvertrauen erschüttert, und wenn sie in den ersten Monaten professionelle Hilfe erhalten, gehen sie nach ein, zwei Jahren wieder arbeiten oder haben zumindest eine feste Wohnung, ein Dach über dem Kopf.

Zehnmal mehr Männer als Frauen leben auf der Straße. Bei Frauen hat es meistens mit Sex, Misshandlungen oder Geisteskrankheiten zu tun, wenn sie dort landen. Mit Betrug und finanziellen Fehlschlägen werden sie besser fertig – vielleicht sind ihre Erwartungen weniger hoch gesteckt.

Dann gibt es diejenigen, die durch mangelnde Bildung, Unangepasstheit oder das, was man höflich »Lernstörungen« nennt, in chronische Armut geraten sind. Sie können vielleicht nicht lesen, sind autistisch, hoffnungslos schüchtern oder haben nie eine Schule besucht. Vielleicht sind sie auch einfach krank, blind, taub oder stumm. Ihr Weg führt vom Gartenschuppen zum möblierten Zimmerchen, vom Nachtsyl zum Wohnheim, vom Parkhaus über den Flur eines Bekannten zu den Mülleimern am King's College. Sie kommen aus ihren kümmerlichen Verhältnissen einfach nicht heraus.

Die Jugendlichen, die sich mit ihren Eltern überworfen haben, die Jugendlichen, die aus dem Heim kommen und nicht wissen, wie es weitergeht oder auch nur, wie man sich selbst das Frühstück macht – sie bilden die dritte Gruppe der Obdachlosen. Wenn sie nicht innerhalb eines halben Jahr eine Stelle finden, eine Wohnung oder eine Freundin, die ihnen den Kopf zurechtsetzt, ist es gut möglich, dass sie auf der Straße bleiben.

Entlassene Strafgefangene und ehemalige Soldaten – wenn der vertraute Rahmen fehlt, geht es mit ihnen nur noch abwärts. So fängt es an.



Der eine Arm bleibt zwischen seinem Schenkel und der Sessellehne eingeklemmt.

Ganz unten in diesem Außenseiterhaufen stehen Leute wie Stuart – die »chaotischen« Obdachlosen. Den »Chaoten« (und Stuart dehnt das Wort, als wollte er die Schwere des KOs betonen) ist nicht mehr zu helfen. Als Stuart in der untersten Ebene eines Parkhauses aufgefunden wurde, wo er wie ein zweiter Kaspar Hauser in der Ecke kauerte, wollten die normalen Obdachlosen nichts mit ihm zu tun haben. Sie nannten ihn »Messerfan Dan« und »den Irren vom Tiefdeck«.

Die Chaoten waren meistens schon im Gefängnis, sind aber keine Berufsverbrecher. Stuarts Vorstrafenregister umfasst zwanzig Seiten, doch er hat nur ein einziges Mal gestohlen, um sich zu bereichern, und bei dieser Eskapade hat er (nach Abzug der Unkosten) fünfhundert Pfund erbeutet, also hundert für jedes Jahr, das er deshalb hinter Gittern verbracht hat. Zu den wenigen festen Größen im Leben eines Chaoten gehören Heroin und Alkohol. Manche hat die Drogenabhängigkeit zugrunde gerichtet, andere haben sich die Sucht wie ein Hobby zugelegt, seit sie unten angekommen sind. Die Chaoten sind nicht immer arm, auch wenn sie auf der Straße leben. In den drei Jahren, seit ich Stuart kenne, habe ich selten mehr verdient, als er vom Staat bekommen hat. Ein Erwerbsloser, der geistig oder körperlich behindert, alkoholabhängig oder suchtkrank ist, hat Anspruch auf bis zu £180 Unterstützung die Woche. Dazu kommt Wohngeld für die Miete.

Allen Chaoten gemeinsam ist das Durcheinander ihres Alltags. Der übliche Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung fehlt. Unfähig zur Selbstkontrolle und schon gar nicht von anderen in den Griff zu bekommen, leben sie ständig am Rand des Überschnappens oder des Zusammenbruchs. Die Wohlfahrtspflege bemüht sich um diese Menschen ganz besonders, weil die Obdachlosigkeit nirgends ein schlimmeres Gesicht zeigt und sie das hassenswerteste, aber auch mitleiderregendste Extrem des Lebens auf der Straße darstellen.

Zwei Jahre zuvor hat sich Stuart aus Mülltonnen ernährt. Als ihn die Outreachworker der Stadt aufgriffen, war er eine drogenabhängige, alkoholranke und an Verfolgungswahn leidende »Jekyll und

Hyde«-Persönlichkeit mit einer Schwäche für, wie er es nannte, »kleinen Silberstreifen« – Messer in der Umgangssprache.

Er ist es immer noch.

Und doch ist seitdem etwas Merkwürdiges passiert: Er ist nicht mehr ganz so der drogensüchtige Alptraum. Niemand kann es sich erklären. Es ist sehr ungewöhnlich, ja verdächtig. Alle Obdachlosen haben gute und schlechte Phasen, aber bei Stuart scheint sich das Blatt wirklich gewendet zu haben. Er hat sich von der Straßengemeinschaft abgeseilt, eine Sozialwohnung beantragt, sich für ein Methadonprogramm angemeldet, um vom Heroin wegzukommen, seine Geldstrafen neu ausgehandelt, die er jetzt in zweiwöchentlichen Raten abstottert, und sich einen billigen Computer zugelegt. Nichts davon ist normal. Viele von Stuarts Freunden würden lieber sterben, als eine Dusche zu nehmen oder Schulden zu bezahlen, und viele sterben wirklich: an Überdosen, Leber- oder Nierenversagen oder beidem, an Unterkühlung. Unbehaute haben eine durchschnittliche Lebenserwartung von zweiundvierzig Jahren. Die Wahrscheinlichkeit, dass sie Selbstmord begehen, ist fünfunddreißigmal höher als bei der übrigen Bevölkerung. In den Amtsstuben der Polizei und der öffentlichen Fürsorge beglückwünscht man sich zu Stuarts unverhoffter Abkehr vom finsternen Mittelalter und seiner Hinwendung zum ehrbaren Leben und wartet insgeheim darauf, dass er den nächsten Fleischerhaken packt und Amok läuft.

Außerdem hat Stuart nicht nur genügend unversehrte Gehirnzellen, um zu beschreiben, wie solch ein Leben ist, sondern er kann auch fast auf die Stunde genau – zwischen vier und fünf an einem Nachmittag im Frühsommer, als er zwölf war – den symbolischen Augenblick bestimmen, in dem der »ganz unbekümmerte kleine Junge«, der er für seine Mutter war, immer »der aufmerksame, der rücksichtsvolle« von ihren beiden Söhnen, sich in die alptraumhafte *Uhrwerk Orange*-Gestalt der letzten zwanzig Jahre verwandelt hat. Wäre sein Leben nicht immer noch so in Unordnung, könnte er gutes Geld damit verdienen, dass er Eltern erklärt, wie aus Kindern und Jugendlichen autoritätsverachtende Straftäter werden.

»Davon halte ich gar nichts, Alexander«, unterbricht Stuart meinen Gedankengang und nimmt eine Seite aus dem eselsohrigen Manuskript, das er jetzt auf den Fußboden geworfen hat. »Joyriding.« Es geht um seine Teenagerzeit, wo er nachts durch die Straßen geschlichen ist und die Fenster von Ford Cortinas eingeschmissen hat. Mein Kommentar war:

Genau genommen handelt es sich beim Joyriding nicht um Autodiebstahl, da man sich das Fahrzeug nicht in der Absicht aneignet, es zu behalten: Man »twoct« es. Das Akronym »twoc« steht für »taking a vehicle without the owner's consent« – Inbesitznahme eines Fahrzeugs ohne Zustimmung des Eigentümers. In seiner Arbeit über den jugendlichen Joyrider unterscheidet Jeff Briggs neben dem Diebstahl des Fahrzeuginhalts fünf weitere Delikte: a) »Twocken in gewinnsüchtiger Absicht«, b) »Langzeit-Twocken«, c) »Twocken für Spaßfahrten« (Joyriding), d) »Twocken zur Verwendung bei anderen Delikten« und e) »Twocken aus Nützlichkeitsabwägungen«. Stuart hat sich bislang der Formen c, d und e des Twockens schuldig gemacht.*

»Nützlichkeits-was?« Stuart spitzt die Lippen und versucht es noch einmal. »Nützlichkeitsabwägungen. Was soll denn das sein?«

Ich streiche den Absatz.

Das beigegefügte Schaubild – »Dr. Kirkpatrick's Joyrider-Entwicklungsdiagramm« – tut er mit der Bemerkung ab: »Sieht aus wie 'n Airfix-Bastelbogen.«

Mit Airfix-Modellfliegern kennt er sich aus: Den Klebstoff dafür hat er immer geschnüffelt.

»Kirkpatrick stellt die Hypothese auf, Joyriding verleite Jugendliche dazu, erst aus Neugier, dann aus Gewinnsucht straffällig zu werden,

* Jeff Briggs, »A Profile of the Juvenile Joyrider, and a consideration of the efficacy of motor vehicle projects as a diversionary strategy«; Auszug aus einer Diplomarbeit, Universität Durham 1991

und führe sie schließlich in die Erwachsenekriminalität«, habe ich notiert. »Es ist ein Schritt aus der Unschuld in die Verdorbenheit, ins Verbrechen.«

Dazu äußert sich Stuart erst gar nicht.

»Und noch etwas ...«, sagt er.

»Ja?«, seufze ich.

»Mach es andersrum. Mehr wie so 'ne Mordgeschichte. Wer hat den Jungen umgebracht, der ich mal war? Verstehst du? Schreib es rückwärts.«

Hier ist sie also, meine zweite Fassung der Geschichte von Stuart Shorter, Dieb, Geiselnehmer, Psychopath und soziopathischer Volksunterhalter, mein Spion im unruhigen Alltag der Chaoten der britischen Unterschicht zu Beginn des 21. Jahrhunderts: ein Mann mit einem wichtigen Leben.

Ich wünschte, ich wäre schneller damit fertig geworden. Ich wünschte, ich hätte sie Stuart zeigen können, ehe er vor den 23.15-Uhr-Zug von London nach King's Lynn gelaufen ist.